

# DIE 49. MYSTIKERIN

JENSEITS DES CIRCLES



EINS

NEW YORK TIMES BESTSELLER-AUTOR

# TED DEKKER

Leg mich wie ein Siegel an dein Herz,  
wie ein Siegel an deinen Arm!

Hohelied 8:6

Copyright © 2018 by Kiwone, Inc. f/s/o Ted Dekker  
Originally published in English under the title

**The 49th Mystic**

by Revell,  
a division of Baker Publishing Group,  
Grand Rapids, Michigan, 49516, U.S.A  
All rights reserved.

Deutsche Ausgabe © 2019.  
Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, November 2019  
ISBN 978-3-96588-030-6

**ReformaZion Media**

Braasstraße 30  
D – 31737 Rinteln  
Fon (05751) 97 17 0  
Fax (05751) 97 17 17  
info@reformazion.de  
www.reformazion.de



## Prolog

Ich gehe durch ein Feld von gelben Gänseblümchen, möchte lieben, wie sie sich im sanften Wind wiegen, möchte mich an den Düften von frischer Erde und echtem Gras erfreuen, an dem hellen, blauen Himmel, dem Klang zwitschernder Vögel in den Bäumen über mir. Will all dies lieben, kann es aber nicht so richtig. Denn eine Stimme tief in meinem Inneren sagt mir: Alles kann sich ändern, in einer Minute, im nächsten Augenblick. Und wenn dies geschieht, werde ich mir wünschen, ich wäre tot.

Ich lasse meine Hand durchs hohe Gras gleiten, entschlossen dieser Stimme nicht zuzuhören. Denn ich bin klug genug, zu wissen, Menschen geraten in Schwierigkeiten, wenn sie den verrückten Stimmen, die durch ihre Sinne strömen, zu viel Aufmerksamkeit widmen. Ich nicht. Nicht dieses Mal.

Dennoch – die alte Erinnerung an etwas Krankes verfolgt mich. So halte ich 30 Schritte vor der großen Kiefer an und schaue mich um, nur um sicher zu sein.

Nichts. Nichts, nur hohes, hin- und herwogendes Gras und tausende leuchtende Gänseblümchen. Für mich ist alles ein bisschen verschwommen, denn meine Augen sind nicht die besten. Aber es ist friedlich und gleichzeitig voller Wunder. Nichts zu hören, außer den zwitschernden Vögeln.

Siehst du? Alles ist in Ordnung. Kein Problem. Nichts, wovor ich Angst haben müsste.

Deshalb gehe ich weiter.

Nach nur fünf Schritten holt mich diese unterschwellige Angst wieder ein und pocht darauf, dass doch etwas nicht stimmt. Ganz und gar nicht stimmt.

Mein Haus liegt hinter den Bäumen, nur 100 Meter entfernt. Mir wird klar, auf dieser Wiese habe ich nichts verloren. Nur Gott weiß,

was einem Mädchen zustoßen kann, so allein auf einer Wiese. Ich gehe schneller – geradewegs auf die Bäume zu und summe, um mir Mut zu machen, mich auf andere Gedanken zu bringen.

Die ersten drei Töne sind lieblich und hoch.

Der vierte klingt tief und kehlig, wie ein steifes Knurren. Abrupt halte ich an, habe Angst auch nur zu atmen. Kam das Geräusch aus meinem Inneren?

Nein, es ist hinter mir. Ein lautes, durchdringendes Grollen, und mein Herz schlägt mir bis zum Hals. Ich renne auf das Haus zu, Schutz suchend, die Bedrohung in meinem Rücken, sie holt auf, holt auf.

Ich haste durch die Bäume, achte nicht auf meine Schritte, den Boden, auf den ich trete. Bete, es zu schaffen, der Verzweiflung nahe.

Kurz bevor mich das Grollen erreicht, stürze ich durch die Vordertür und schlage sie zu. Nur einen winzigen Augenblick fühle ich mich in Sicherheit.

Und schon höre ich ein Geräusch hinter mir. Ein leises Kichern. Ich drehe mich um, die Tür jetzt im Rücken, und sehe ihn. Einen großen Mann mit fettig zurückgekämmtem schwarzem Haar und durchdringend roten Augen. Schattenmann.

Ich hatte ihn schon zuvor gesehen, schon oft, und ich weiß, was er sagen wird. Was er tun wird. Und obwohl mir der Atem stockt und meine Kehle zugeschnürt ist, schreit meine Seele.

„Hallo Rachelle“, sagt er und zieht dabei jedes Wort grinsend in die Länge. „Weißt du, was sieben mal sieben ist?“

Jetzt erinnere ich mich. An alles. Die gleiche Frage hat er mir tausend Mal gestellt, und ich weiß, was er tun wird. Aber ich kann mich immer noch nicht bewegen.

„Neunundvierzig, die Fülle von allem“, sagt er. „Alle Finsternis und alle Angst der Welt, hineingegossen in ein wertloses Mädchen.“ Er geht einen Schritt auf mich zu, seine Augen leuchten voller Vorfreude. „Sie muss für ihr Versagen bestraft werden. Du weißt, was das bedeutet, oder nicht, 49ste?“

Panik hat mich ergriffen, ich bin wie betäubt. Hitzewellen rauschen durch meinen Körper. Ich will weglaufen, meinen Vater finden, mich verstecken. Aber meine Beine sind wie Blei.

„Ich werde dich blind machen.“ Noch einen Schritt. „Und solltest du wieder sehen können, werde ich dich abermals blenden. Und noch einmal. Und noch einmal, bis dich sogar der bloße Gedanke ans Sehen zum Erbrechen bringt. Denn dir ist klar, ich blende dich immer wieder.“

Noch einen Schritt. Ich zittere, kann seinen fauligen Atem riechen. Wie schmutzige Socken, von Vanille durchtränkt.

„Deinetwegen und durch dich, werde ich die ganze Welt blind machen. Wie dir wird es allen ergehen. Alles ist nur deine Schuld, und sie werden dich noch mehr hassen, als sie es jetzt schon tun.“

Ein schwaches Flehen schafft es aus meiner Kehle heraus. „Bitte...“

„Dies ist doch nur ein Vorgeschmack.“

Blitzartig greift er mich an, rammt mich gegen die Tür, reißt meine Augen weit auf, während ich noch in einem hoffnungslosen Versuch wild um mich schlage, um seinem Griff zu entgehen. Ich weiß, was er tun wird. Besser wäre, er würde mich umbringen.

Sein Mund öffnet sich weit, und in diesem letzten Moment, als meine ersten Schreie die Luft erfüllen, wird Schattenmann er selbst, ein Schatten, geformt wie eine Kobra, die Gift in meine beiden Augen spuckt.

Unerträglicher Schmerz schneidet durch meinen Kopf und entzündet jeden Nerv meines Körpers.

Ich schnelle schreiend in meinem Bett auf.

Mir war nicht bewusst, dass ich schlief. Bin ich mir nie. Aber jetzt weiß ich, ich bin wach. Und ich bin blind.



Es war der gleiche Albtraum, den ich jede Nacht seit zehn Jahren träumte. Alles begann mit sechs Jahren. Der Traum verriet meine tiefsten Ängste, nichts würde sich jemals ändern. Aber es war doch nur ein Traum. Jeden Morgen machte ich mir das klar.

Wie sehr ich mich doch irrte!

Mein Name ist Rachelle Matthews. Ich wurde in einer kleinen, weit abgelegenen Berglandschaft geboren. Die Kleinstadt befand sich fast 150 Kilometer südöstlich von Salt Lake City im Bundesstaat Utah – nahe genug für Hilfe im Bedarfsfall und weit genug entfernt, um eine in sich geschlossene Welt zu bilden. Mit abgelegen meine ich, vollkommen und in jeder vorstellbaren Weise auf sich selbst gestellt zu sein.

Nach letzter Zählung besaß Eden 153 Einwohner, hatte seine eigene Energieversorgung und alle Nahrungsmittel wurden innerhalb des Tales hergestellt und angebaut. Wir hatten unsere eigene Polizei, unser eigenes Krankenhaus, unseren eigenen Bürgermeister und alles, was benötigt wird, um das Leben auf einer Insel aufrecht zu erhalten und zu schützen.

Nur befanden wir uns auf keiner Insel, sondern in einem tiefen Bergtal, geformt wie ein Becken, ungefähr 3 Kilometer im Durchmesser. Die meisten Geologen würden die große Senke in den Rocky Mountains eher als ein Erdloch als ein Tal bezeichnen. Aber wer möchte seine Heimat ein Erdloch nennen? Bestimmt nicht Simon Moses, Gründer von Eden in Utah. Er stellte sich einen Himmel auf Erden vor, eine sichere und friedvolle Umgebung, das vollkommene Gegenteil der sich widersprechenden Welt, in der wir lebten.

Doch Eden war ein Erdloch. Mein Vater David sagte, die großen roten, das Tal umgebenden Klippen würden dies sehr klar zeigen. Und der einzige Weg hinein, oder aus dem Erdloch heraus, führte durch einen einhundert Meter langen Tunnel nahe dem oberen Rand im Westen.



Einmal erzählte mir mein Vater, Eden sähe aus, als hätte Gott seinen Wanderstab mitten in die Berge gerammt. Zu der Zeit war ich erst sieben und konnte mir leicht einen riesigen Gott vorstellen, der über mir stand und darauf wartete, mich mit seinem Stock zu schlagen, sobald ich vom rechten Weg abkäme. Genau das predigte Simon Moses, den wir auch den Richter nannten. Als Allerletztes wollte ich durch diesen Stock zerquetscht werden, wenn Gott ihn niederknallte.

„Ich mag diese Vorstellung nicht. Und du glaubst nicht wirklich an Gott“, sagte ich. „Natürlich tue ich das. Nur nicht auf die Art, wie alle anderen hier.“ Mein Vater glaubte, Gott sei mehr in unseren Gedanken als eine Person im Himmel mit einem großen Stock. „Wie auch immer, eines Tages wirst du die Klippen selbst sehen können und erkennen, wie wunderschön sie sind“, sagte er.

Ich konnte die Klippen nicht so wie mein Vater sehen, weil ich schon als Baby erblindet war. Miranda meinte, wahrscheinlich hatte ich die ersten fünf bis sechs Monate sehen können, bis die unregelmäßige Ausbildung meiner roten Blutzellen, die Folge einer Sichelzellenanämie, verschiedenste Komplikationen verursacht hatte, wie zum Beispiel sehr helle Haut und zerstörte Netzhaut.

Mein Vater war Psychotherapeut, kein Arzt, und doch hatte er die Heilung von meiner Blindheit zu seinem einzigen Lebensziel gemacht. Er wusste mehr über das Gehirn und wie der Körper funktioniert als die meisten Ärzte. Nach seiner Aussage lag es nicht allein an den Sichelzellen. Sichelzellenanämie ist eine Erbkrankheit und wird durch Mutter oder Vater oder beide Elternteile mit den gleichen Merkmalen weitergegeben. Aber weder meine Mutter noch mein Vater hatten diese Anzeichen.

Manchmal fragte er sich, ob meine Sichelzellenanämie mit den Komplikationen und dem Stress meiner Geburt zusammenhingen. Fast wäre ich so wie meine Mutter, die auch Rachele hieß, dabei gestorben. Einmal sagte er, sie hätte ihr Leben für mich gegeben. Nie hatte er sich richtig von ihrem Tod erholt. Auch ich nicht. Dennoch hatte ich gelernt, pragmatisch mit meiner Lebenssituation umzugehen; trotz all der Ängste, die mich quälten. Ich hatte keine Mutter, aber einen Vater, der sicher war, ich würde wieder sehen können, wenn ich seinem Weg

folgte. Und ich glaubte an einen Gott, der mich letztendlich retten würde, wenn ich sehr vorsichtig wäre und *seinem* Weg folgte.

Ich dachte, mein Vater und Gott seien zwei Hälften eines Ganzen, die mir beide Hoffnung gaben.

Eigentlich konnte ich sehen, nur nicht auf normale Art. Genau genommen sah ich auf zweierlei Weise.

Zum einen sah ich in meinen Träumen. Ich träumte nicht nur in Farbe, meine Träume fühlten, rochen und sahen wirklicher aus als alles in meinem wachen, blinden Leben. Es war ein bisschen verschwommen und gedämpft, aber für mich klar genug, um es optisch zu erleben. Für mich war dies lebhaftes Sehen, weil ich es mit nichts vergleichen konnte.

Warum ich während meiner Träume in Farbe sehen konnte, war Thema wilder Spekulation. Vielleicht wusste ich, wie Farben aussahen, weil ich während der ersten wenigen Monate meines Lebens nicht blind gewesen sein mag. Doch Kinder können Farben in dieser Phase nicht richtig wahrnehmen. In meinen Träumen konnte ich es aber.

Das Problem war nur, die meisten meiner Träume waren Albträume, in denen Schattenmann immer das Gleiche sagte, mich immer blendete, verspottete, verurteilte. Diese Albträume waren nicht nur ziemlich real, sondern so wirklich, dass ich Angst vor dem Einschlafen hatte. Ich nannte dies mein Albtraum-Sehen.

Aus psychologischer Sicht bringen Albträume weniger neue Ängste hervor, als dass sie tief verborgene reflektieren. Der Verstand muss diese auf irgendeine abstrakte Weise verarbeiten, damit er nicht durchbrennt.

Welche Art Ängste? Erst einmal die Furcht, immer blind zu bleiben und stets die gleichen Albträume zu erleiden, die mich die letzten zehn Jahre verfolgt haben. Jedes Mal, wenn ich meine Augen zum Schlafen schloss, bat ich Gott, mir mein Albtraum-Sehen zu nehmen.

Aber ich hatte ebenso andere, ganz normale Ängste. Und im Grunde haben alle negativen Gefühle ihren Ursprung in der Angst. Mein Vater sagte, für gewöhnlich handelt es sich um Angst vor einem Verlust. Die Angst, an Wert zu verlieren, führt zu Eifersucht; die Angst, Anerkennung einzubüßen, schafft Wut; Angst vor Sicherheitsverlust bringt Ängstlichkeit hervor und so weiter. Er glaubte, letzten Endes

sei Angst die einzige Herausforderung, der alle Menschen gegenüberstehen.

Meine zweite Art zu sehen hatte nichts mit Schlafen zu tun. Im Wachzustand sah ich durch Echoortung, also dieselbe Art „Sehen“, die Fledermäuse und Delfine gebrauchen. Ich war nicht der erste Mensch, der auf diese Weise „sah“, aber laut meinem Vater befand ich mich wahrscheinlich unter den besten. Daniel Kish, dem vielleicht bekanntesten blinden Mann der Welt – und für mich ein Held –, wurden 1967 wegen Netzhautkrebs im Alter von 13 Monaten die Augen entfernt. Er beherrschte Echoortung so gut, dass er mit seinem Fahrrad durch jeden Park fahren konnte.

Ein Spezialist war zweimal ins Tal gekommen, um mich zu untersuchen. Meine Fähigkeit beeindruckte ihn derart, dass er meinen Vater um die Erlaubnis für weitere Tests bat. Er behauptete, sehr viele blinde Menschen könnten davon profitieren, wenn wir ihm gestatteten, mein Gehirn zu untersuchen. Der Gedanke daran entsetzte mich. Mein Vater lehnte ab.

Während ich wach war und Echoortung benutzte, sah ich keine Farben, auch keine genauen Konturen, wie Teile des Gesichtes. Ich sah nur Formen. Durch Klicken mit meiner Zunge nahm ich sie wahr, denn fast augenblicklich nach ihrer Reflexion an den Objekten hörte ich die zu mir zurückkehrenden Klangwellen. Mein Gehirn vernahm diese sehr schwachen Echos, maß Abstand, Größe und Form der mich umgebenden Objekte und sandte dann die Informationen zu meinem Sehzentrum, wo ein Bild entstand.

Wie kann das Gehirn lernen, Formen aufgrund von Klangwellen zu sehen? In einem Wort: Neuroplastizität. Bis vor Kurzem galt in der allgemeinen Wissenschaft, dass Nervenzellen des Gehirns im Prinzip von Geburt an durch genetische Prägung festgelegt sind. Doch der Beweis des Gegenteils zeigte, das Gehirn kann beliebig viele neue Nervenzellen hervorbringen und alte gemäß umweltbedingter Vorgaben verknüpfen.

Die erste Studie zur Untersuchung eines Menschen, der Echoortung benutzte, erfolgte 2014. Damals gebrauchten Forscher funktionelle Magnetresonanztomographie (fMRT) zur Anfertigung hochauflö-

sender Bilder des Gehirns, während die Person, welche gelernt hatte, Echoortung anzuwenden, klickte und „sah“. Erstaunlicherweise leuchtete nicht das Hörzentrum des Gehirns, sondern das Sehzentrum an der Rückseite des Gehirns auf und zeigte eine ausgeprägte Nervenaktivität. Die Probanden „sahen“ tatsächlich mit ihrem visuellen Kortex. Ihr Gehirn hatte sich selbsttätig neu verschaltet, um Klänge und Ohren anstatt Licht und Augen zur Wahrnehmung von Formen, Räumlichkeit und Entfernungen zu benutzen.

Die Echoortung machte mich nicht so ungewöhnlich. Ich war ja ein Mensch. Wir wissen seit längerer Zeit, das menschliche Gehirn kann neu verknüpft und umprogrammiert werden. Mein Verstand hatte genau das getan, aber nur weil ich mir durch die Ermutigung meines Vaters zum Ziel gesetzt hatte, es neu zu verdrahten.

Es gefiel mir viel besser, im Wachzustand etwas mittels meiner Klicks zu erkennen, als während des Schlafens in meinen Albträumen zu sehen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, diese Albträume würden letztendlich niemals in meinen wachen Zustand in Eden überwechseln.

Und dann, eines Tages taten sie es und veränderten mein Leben für immer. Es geschah an einem Freitag, dem 8. Juni 2018, kurz nach 10 Uhr morgens – das wusste ich, weil ich, wie die meisten Amerikaner an dem Tag, die Nachrichten gehört hatte. Terroristen hatten eine zweite Welle gezielter Cyber-Angriffe gegen das Energieversorgungsnetz unternommen und die Ostküste größtenteils in Finsternis gestürzt.

An diesem Morgen war mein Vater im Krankenhaus. Ich stand am Herd und briet Eier, mein Lieblingsessen schlechthin. Eier und Ketchup. Mit einem Ohr hörte ich dem Brutzeln der Spiegeleier zu, mit dem anderen den Stimmen aus dem Fernseher im Wohnzimmer. Feine Veränderungen der Bratengeräusche zeigten mir, wann die Eier fertig waren.

Mein Gehirn war hauptsächlich mit der Verarbeitung der Fernsehmitteilungen beschäftigt. *Wie* eine Person etwas sagte, sprach genauso laut wie ihre Worte. Durch das Fehlen sichtbarer Hinweise hatte ich gelernt, Tonfälle besser zu beurteilen als die meisten. Der erste Cyber-Angriff hatte den Nordosten vor zwei Tagen getroffen und die Energieversorgung von über 20 Millionen Haushalten und Betrieben

gekappt, einschließlich ganz Manhattans. Dies hatte die Verletzlichkeit der Energieversorgung als eine der größten Schwächen Amerikas verdeutlicht. Nicht nur, weil alle Kraftwerke und Umspannwerke mit Programmen liefen, die gehackt werden konnten, sondern weil ohne Elektrizität alles zum Erliegen kommt.

Und damit meine ich wirklich alles.

Momentan gehörte die Stimme auf NBC Cynthia Belmont, einer jungen Frau in den Dreißigern; blond und zu viel Make-up, hatte mein Vater gesagt.

Make-up – etwas, das mich durch meine Begrenzungen nicht tangierte. Meine Haut war blass und mein Gesicht glich aufgrund meines dunklen Haares einem „Geist mit Kapuze“, wenn man der ebenfalls sechzehnjährigen Sally glaubte. Heute war dieser Geist mit Jeans und schwarzem T-Shirt bekleidet. Ich wusste, schwarz ließ meine Haut noch blasser wirken. Aber ich trug nur schwarz, deshalb konnte ich mir jedes Shirt nehmen und wusste, was ich anhatte. Zwar hätte Make-up meinem Gesicht Farbe gegeben, aber jeglicher Anwendungsversuch mich sicherlich in einen Clown verwandelt.

„Jemand muss zur Verantwortung gezogen werden“, sagte Cynthia. „Das Wall Street Journal, wie Dutzende andere geachtete Zeitungen, hat bereits viele Male in den letzten fünf Jahren vor genau dieser Verwundbarkeit gewarnt, und keiner hat zugehört.“

„Sie sind doch eine Nachrichtenagentur. Hat NBC etwa zugehört?“ Das war der Energieexperte Martin Seymore. „Fingerzeigen kommt später. Die Stromversorgung wiederherzustellen sollte unser vorrangiges Ziel sein, und das wird von Stunde zu Stunde schwieriger.“

Cynthia zögerte. „Wie können wir also den Schaden minimieren? Die Wall Street ist seit zwei Tagen geschlossen. Gemäß der uns erreichenden Berichte gibt es einen Ansturm auf Lebensmittelläden und in manchen Gebieten Plünderungen. Bestehen Pläne, die Nationalgarde zur Wiederherstellung der Ordnung auszusenden?“

„Von wo soll sie denn ausgesandt werden? Staatliche Einrichtungen wie die Nationalgarde sind genauso vom Strom abhängig wie die Wall Street.“

„Gewiss –“

„Durch diesen Angriff heute Morgen sind weitere 45 Kraftwerke betroffen und fast 5.000 der 55.000 Umspannwerke an der Ostküste. Sie haben zweimal in drei Tagen zugeschlagen, was bedeutet, es kann weitere Angriffe geben. Kraftwerke weiter westlich zögern, Energie in den Osten umzuleiten, aus Sorge, sie könnten die Nächsten sein. Würde der Präsident zum Beispiel die Nationalgarde in den Osten senden, würde es den Westen verwundbar machen.“ Eine Pause.

„Es wird immer alles erst schlimmer, bevor es besser wird.“

Die Schärfe in Seymores Stimme ließ mich wie gebannt auf den Fernseher starren. Mit *starren* meine ich, meinen Kopf so zu drehen, dass beide Ohren gleich weit von einem Objekt entfernt sind. So konnte ich Formen ausmachen und Entfernungen beurteilen.

Wie gewöhnlich klickte ich mehrere Male und die Formen im Zimmer kamen in mein Sichtfeld. Für mich war es, als wäre ein kleines Licht vor mir angeschaltet worden. Nun konnte ich die Gegenstände in unserer kleinen Küche und im Wohnzimmer abschätzen; mir alle so vertraut wie das übrige Haus, bis ins letzte Detail.

Zu meiner Rechten: Der Elektroherd mit einer Dunstabzugshaube, 60 Zentimeter über den Herdplatten. Rechts daneben: Der Kühlschrank. Vor mir eine Frühstückstheke, welche die winzige Küche vom Wohnzimmer trennte. Dort standen vor dem Fernseher und einem Kamin zwei Polsterstühle und ein Sofa. Zu meiner Linken: Ein Flur, der zu drei Zimmern führte – zu meinem Schlafzimmer, zu dem meines Vaters und zu einem dritten, einem Arbeitszimmer, welches wir uns teilten.

Mein Gesicht war dem 48-Zoll-Flachbildschirm zugewandt, als ich mir die besorgten Gesichter der Gesprächspartner vorstellte. Der Klang von Seymores Stimme zeigte, die Situation war viel schlimmer, als man zugeben wollte.

Durch ihre Unterhaltung vergaß ich die Eier. Jetzt mahnte man zur Ruhe und schlug Schritte vor, wie man sich im Westen auf den „unwahrscheinlichen“ Fall von Angriffen auf die Pazifikküste vorbereiten sollte.

Wie viel schlimmer könnte es noch werden? Die Regierung fand doch immer einen Weg, das Land wieder auf die Beine zu stellen. Amerikaner sind erfinderisch und unverwüsthlich.

Aber ich wusste bereits, wie schlimm es kommen könnte. Alle in Eden wussten das. „Eines Tages“, darauf hatte Moses oft gepocht, „wird die ganze Welt einem katastrophalen Kollaps gegenüberstehen. Doch wir in Eden werden die Oberhand behalten. Wir sind und werden immer eine völlig eigenständige Gesellschaft sein, geschützt durch die Mauern, die uns Gott zu unserer Sicherheit gegeben hat.“

Meine persönlichen Ängste hatten mich stets mehr beschäftigt als Edens Fähigkeit, landesweite Katastrophen zu überleben. Meine Welt virtueller Dunkelheit und voller Albträume isolierte mich irgendwie von all dem Überlebensgerede. Aber was, wenn es tatsächlich geschah?

Ohne Strom bleiben Handys und ihre Netzwerke vollkommen stumm. Computer werden zu bloßen Plastik- und Metallhaufen. Der Handel kommt plötzlich zum Erliegen. Schon der erste Angriff am Mittwoch hatte laut Cynthia Bellmont durch ausbleibenden Handel über eine Billion Dollar gekostet.

Dennoch war dies das Geringste. Durch fehlende Kühlung werden Nahrungsmittel innerhalb weniger Tage schlecht. Tankstellen schließen. Flüge werden eingestellt. Abwasserpumpen versagen und Schmutzwasser strömt zurück. Die Frischwasserversorgung kommt zum Erliegen. Große Städte werden zu Todesfallen, ohne Weg hinein oder hinaus, außer zu Fuß. Überlebensinstinkte setzen ein und Menschen tun, was auch immer dazu dient, das eigene Leben zu schützen. Chaos bricht aus.

Vielleicht hatte Simon Moses genauso Recht bezüglich des Weltendes wie bei dem Befolgen von Gottes Gesetz. Aber offen gesprochen, der Gedanke an einen landesweiten Kollaps hatte auf mich eher einen beruhigenden Effekt. Schließlich würde dies Schattenmann widerlegen, oder?

Er sagte, ich würde der Welt Blindheit bringen, aber jetzt war das Stromnetz ohne meine Hilfe ausgefallen. Nicht, dass ich an meine Albträume glaubte. Sie waren nur symbolisch, wie die Zahlen, sieben mal sieben. Die Fülle. Natürlich glaubte ich meinen Albträumen nicht wirklich.

Aber ein kleiner Teil von mir tat es. Und dieser Teil nagte an mir, wann immer diese Bilder mir durch den Kopf gingen, was leider viel zu oft geschah.

Ich widmete meine Aufmerksamkeit wieder den Eiern, hörte, dass ich sie ein wenig zu lange hatte braten lassen, und schob sie schnell auf den Teller, den ich auf den Tisch neben den Herd gestellt hatte.

Jetzt der Ketchup. Ich ging zum Kühlschrank, machte die Tür auf und prüfte den Inhalt mit ein paar schnellen Klicks. Schallwellen reflektierten zurück in meine Ohren und liefen in mein Sehzentrum, wo sie in Formen und Größen umgewandelt wurden. So konnte ich erkennen, was vorhanden war. Ich kannte mich mit allem gut aus. Um meinetwillen kaufte mein Vater immer genau die gleichen Lebensmittel ein. Mayonnaise, Senf, Gurken, übrig Gebliebenes in großen Tupperdosen – das musste Sauerkraut mit den Würstchen vom Vorabend sein – ein Milchkrug. Kein Ketchup? Wir haben doch immer ...

Dann fiel es mir ein. Ich hatte den Ketchup gestern Abend mit ein paar Pommes in mein Zimmer mitgenommen. Musste ihn wohl auf meinem Schreibtisch stehengelassen haben. Ich schloss den Kühlschrank und eilte den Flur entlang. Hätte klicken können, aber war räumlich so gut orientiert, dass es ohne ging. Wenn mir nicht nach Klicken war, leiteten mich Entfernungen, Ecken und leichte Temperaturschwankungen an diesem gewohnten Ort.

Ich klickte an der Tür, fand sie geschlossen, drückte die Klinke und öffnete sie. Drei Klicks und ich sah die Ketchupflasche auf meinem Schreibtisch, direkt neben dem Computer.

Die Tasten meiner Tastatur waren mit Blindenschrift versehen. Doch ich benutzte fast immer eine Software mit Stimmerkennung, wodurch ich die Blindenschrift meistens nicht brauchte. Ich griff nach der Ketchupflasche, als die Sprecher aus dem Fernseher im Wohnzimmer mitten im Satz zu reden aufhörten. Aber etwas anderes als die Stille ließ mich innehalten. Es war das winzige Knacken des Fernsehers, wenn er ausgeschaltet wird.

War der Strom weg? Nein ... ich konnte das Brummen des Kühlschranks hören. Ich drehte mich zur Tür. „Papa?“



Ich hörte ein leichtes Knarren, also kam er gerade durch das Wohnzimmer herein. Ich griff zum Ketchup und stieß ihn dabei vom Schreibtisch. Ich bückte mich, klickte, sah die Flasche, schnappte sie mir und eilte zur Schlafzimmertür. Dieses Mal rief ich lauter: „Papa?“, und erwartete, seine sanften Worte *Hallo, meine Kleine* den Flur entlang hallen zu hören.

Stattdessen vernahm ich ein schwaches, aber unverkennbares Kichern und blieb sofort stehen. Jemand war in unserem Haus. Jemand, der einfach vor sich hin kicherte. Ich kannte den Klang dieses Kicherns nur zu gut.

Aber das war unmöglich, weil ich gar nicht träumte. Und Schattenmann war eine Schöpfung meiner Fantasie.

Hatte ich ihn mir vorgestellt, während ich wach war? In meinen Träumen konnte ich meine Fantasie nicht steuern. Aber im Wachzustand konnte ich kontrollieren, wie ich die Welt wahrnahm.

Ich war doch wach, oder? Was wenn ... Nein, das war unmöglich. Das träumte ich nicht. Oder doch? Ich ignorierte die Angst, die meinen Rücken hinunter kroch, ging weiter, lief in den Flur und rief erneut. Aber ich hörte nichts außer den Klang meiner von den Wänden widerhallenden Stimme. „Hallo?“ Dann: „Papa?“

Eine Stimme begann, die Melodie eines Liedes aus der Sonntagsschule zu summen, das mir immer schon schreckliche Angst eingejagt hatte. *Pass auf, kleines Auge, was du siehst ...* Ich zuckte zusammen und ließ die Ketchupflasche fallen. *Pass auf, kleines Auge, was du siehst ...* Panik durchströmte mich, obwohl ich wusste, diese Melodie, diese Stimme entstammte nur meiner Vorstellung.

*Denn der Vater im Himmel schaut herab auf dich, drum pass auf kleines Auge, was du siehst.* Die Stimme Schattenmanns. Aber das war nicht möglich! Ich erinnerte mich nur. Dieses Lied verfolgte mich, eine Blinde. Dort sprach Gott und dies hier war Schattenmann, und mein Verstand warf sie durcheinander.

„Hallo, Rachelle“, sagte die Stimme. „Es ist so gut, dich endlich in Fleisch und Blut zu sehen.“ Wie angewurzelt blieb ich am Eingang zur Küche stehen, zu meiner Linken das Wohnzimmer. Dann setzte mein Verstand ein und ich gab eine schnelle Reihenfolge Klicks von

mir, um ihn sehen zu können – zu sehen, wer auch immer da zu mir sprach. Ich sah gar nichts. Ich sah nichts, weil es nichts zu sehen gab, und das war mir bereits zuvor klar gewesen. Mein Verstand hatte einen Kurzschluss erlitten und meine Träume waren in mein waches Bewusstsein eingedrungen. Nach Jahren sauberer Trennung dessen, was ich in meinen Träumen erfuhr, von der echten Realität hier in Eden, vermischte ich nun beides. Als wäre ich schizophr.

Wie aus dem Maschinengewehr schoss dies alles durch meine Gedanken, was mich etwas tröstete, aber nicht sehr. Denn meine Sinne konnten ihn jetzt auch atmen hören. War er hier oder nur in meiner Fantasie? Welcher Teil meiner Seele berichtete mir die Wahrheit?

„Beide“, sagte er. Er konnte meine Gedanken lesen? Natürlich. Er war in meinem Kopf. „Du bist nicht real“, sagte ich mit dünner schwacher Stimme. „Nein?“ Ich konnte hören, wie er den Fußboden zur Küche überquerte und musste unweigerlich an die Messer dort denken. „Aber ich bin es. Genauso wie alles andere, was du in dieser Welt für real hältst.“

Eine Pause und ein Atemzug. Ich konnte ihn fast grinsen hören. „Was sagst du? Willst du sehen, Kleines? Richtig sehen?“

Ich konnte meine Angst nicht unterbinden. Aber im wachen Zustand hatte ich gelernt, mir ihres Einflusses bewusst zu sein, sobald ich sie spürte. Jetzt arbeitete mein Verstand und löste lediglich bestimmte Nervenverbindungen aus, die für mich mit Gefahr verknüpft waren. Wie ein inneres Warnsystem hatte er nur ein Alarmsignal gesendet, basierend auf seiner Eingangsinformation, ohne zu wissen, ob die Gefahr real war oder nicht. In diesem Fall bestand gar keine Gefahr. Es konnte gar nicht sein.

„Willst du dein Leben dafür verwetten?“ Er war in der Küche. Ich hörte das Kratzen des Tellers auf der Theke, gefolgt von einem Essgeräusch. Meine Eier. Aber durch Klicken sah ich keine Eier, die vom Teller genommen wurden. Er war genau dort, wo ich ihn stehen gelassen hatte, auf den Ketchup wartend. Natürlich war auch das nur eine Einschätzung. Vielleicht weigerte sich mein Verstand zu sehen, was ihn in Angst versetzte. Ich stand da wie eine Statue mit rasendem Puls und flehte, meine Vorstellungskraft möge wieder ins Lot kommen.

„Ich schlag dir ein Geschäft vor“, sagte Schattenmann mit vollem Mund, denn ich stellte mir vor, wie er die Eier aß. „Ich tausche mein vollkommenes Augenlicht mit deinem ein. Mach diesen einen Tausch, und du wirst in dieser Welt so wie jeder andere sehen können. Ich werde dich nie wieder belästigen. Was sagst du?“

Meine Finger zitterten. Wann immer ich in meinen Albträumen sehen konnte, blendete er mich. Jetzt war ich blind, und er bot mir an, Augenlicht zu geben? Ich klickte erneut, nur um sicher zu sein, dass nichts von dem real war. Nichts. Es geschah alles in meinen Gedanken. „Die ganze Welt ist in deinen Gedanken, Mäuschen.“ Er ging auf mich zu. Genau da rastete ich aus. Ich rannte in die Küche, drehte mich nach rechts, lief zwei große Schritte auf die Theke zu und nach kurzem, verzweifelmtem Umhertasten zog ich ein Messer aus dem Holzblock. Völlig atemlos wirbelte ich herum und streckte ihm zur Abwehr das Messer entgegen, obwohl ich doch wusste, er konnte nicht real sein. Ich war wach! Ich war wach, und dies geschah einfach nicht.

„Mach schon“, sagte er, wieder ganz nahe. „Mein Sehen für dein Sehen. Auf die eine oder andere Weise kriege ich es sowieso.“

„Ich bin blind!“

„Aber du kannst sehen, Liebes. Du bist die 49ste, die Einzige, die sehen kann. Lass mich jene Welt sehen, und ich lasse dich diese Welt sehen.“

„Du bist nicht real“, sagte ich wieder in dem Versuch, mich selbst zu überzeugen. „Nein, vermutlich nicht.“ Er spuckte etwas aus. „Also kein Deal? Bist du sicher? Ist das deine letzte Antwort?“ Ich atmete zu schwer, um etwas zu erwidern. Ich wollte nur noch, dass er verschwand. Denn, wenn er mich berührte ..., wenn er nur einen Finger auf mich legte ... lieber wollte ich sterben.

Er seufzte. „Nun gut. Aber weißt du, es hat jede Menge Arbeit gekostet, in deine Gedanken zu kriechen. Und ich laufe mich gerade erst warm.“ Er war jetzt so nahe, dass ich die Hitze seines Atems spüren konnte. Ich fuchtelte mit dem Messer herum und stach in die Luft. „Wir sehen uns in deinen Träumen, Dummchen.“

Dann war er weg. Ich blieb auf dem Küchenboden festgewachsen zurück, das Messer in der Hand, die Knöchel weiß.

Der Fernseher ging wieder an. Vertraute Klänge füllten meine Ohren; in unserem Garten zwitscherte ein Vogel in dem großen Ahornbaum, das Summen des Kühlschranks, ein Hundebellen drang aus der Ortsmitte, das Knacken der sich abkühlenden Herdplatte. Mein klopfendes Herz, das schwache Rauschen des Blutes in meinen Ohren.

Meine Welt war wieder in Ordnung.

Die Tür zwischen Garage und Küche öffnete sich, ich wirbelte mit ausgestrecktem Messer herum und klickte. Mein Vater nahm Gestalt an.

„Rachelle? Alles in Ordnung?“ Er schloss die Tür hinter sich. „Was geht hier vor? Du siehst aus, als hättest du einen Geist gesehen.“

Jetzt kam ich mir wie ein Dummchen vor. Dies war mein Vater, und ich hatte noch nie versucht, ihm etwas vorzumachen. Deshalb ging ich einfach zum Tisch, legte ruhig das Messer weg und wandte mich ihm wieder zu.

Nun holten mich meine Emotionen ein. Eine riesige Druckwelle stieg in meiner Brust auf und kam in einem einzigen Schluchzer heraus. Dann noch einer.

Er kam schnellen Schrittes auf mich zu, starke Arme umschlossen mich, zogen mich ganz nah an sich, erinnerten mich, ich war sein kleines Mädchen und in seiner Obhut konnte mich nichts verletzen, niemals.

„Es ist alles gut, Liebes.“ Er rieb mir den Rücken. „Ist schon gut.“

„Ich habe Schattenmann gesehen“, sagte ich und nahm mich zusammen. „Während ich wach war.“

„Ist schon in Ordnung. Du darfst alles sehen, was auch immer du siehst.“

Er behandelte mich nicht von oben herab, wenn er mir erzählte, alles geschehe nur in meinem Kopf. Darüber hatten wir schon oft gesprochen. Für meinem Vater spielte sich das ganze Leben in unserem Kopf ab. Die Trennung zwischen Seele und Körper wird von der Neurowissenschaft detailliert beschrieben. Der gesamte Körper ist ein großer Placeboeffekt. Unser Glaube gestaltet die Dinge – sogar meine Blindheit – und das gab uns beiden Hoffnung. Genau genommen

konnte sich mein Gehirn selbst neu verschalten, um dann tatsächlich durch meine Augen sehen zu können, nicht nur durch Klicken.

Er nahm mein Gesicht in seine großen, starken Hände und zog es zu sich. „Was siehst du?“

Ich atmete tief durch und klickte. „Dich“, sagte ich.

„Das stimmt. Und wer bin ich?“

„Du bist derjenige, bei dem ich sicher bin.“

„Das stimmt.“ Er beugte sich zu mir und küsste meine Stirn. „Und ich habe einige sehr gute Nachrichten für dich.“

„Welche Nachrichten?“

Er trat zurück und atmete tief ein. „CRISPR. Es kam heute Morgen per Kurier an.“

Ich erstarrte. CRISPR. Konstruierte Teile der DNA, die es vielleicht vermochten, meine Augen zu reparieren.

„Es ist angekommen? So schnell?“

„Simon hat sich richtig ins Zeug gelegt!“ Er konnte seinen Enthusiasmus nur schwer verbergen, was für meinen Vater schon einiges hieß. Meist war er eher stoisch. „Miranda bereitet es jetzt für dich vor.“

Mein Herz klopfte wieder, aber nun vor Aufregung. „Heute?“

Er ging zum Tisch. „Sobald du den Rest deiner Eier gegessen hast.“ Ich blinzelte. „Den Rest? Ich habe überhaupt noch nichts gegessen.“

„Also, irgendjemand hat schon einen Bissen genommen.“ Er ging hinüber zur Kaffeekanne. „Hast du keinen Hunger?“

Meine Gedanken drehten sich. „Nicht wirklich.“

„Ach, lass sie stehen. Heute wird ein großer Tag. Das fühle ich in meinen Knochen.“

Er hatte ja keine Ahnung, wie sich dieser Tag entwickeln würde.